

Die Mäander begreifen. Was er besaß — das war in dieser Faust. Sie hoben das Messer, und da der Bauer sie nicht heraus ziehen wollte, schnitten sie die Hand ab. Dann liefen sie fort.

Als der Bauer seinen Esel eingeholt hatte, sagte er zu ihm: „Halt!“

Einmal. Er piffte ihm in die Ohren. Ein zweites Mal. Der Esel lief. Vor einem Bache blieb er stehen. Da trieb der Bauer ihn an: „He!“

Einmal. Ein zweites Mal. Der Esel rührte sich nicht. Wenn er das erste Mal widerpenstig gewesen wäre, dann aber gehorsam, hätte sich der Mann leicht getrübt. Er versteht nicht, dachte er. Vielleicht heißt „Halt“ bei den Eseln „Ge“ und umgekehrt. Er ist doch kein Esel, daß er's wissen kann. Aber der Esel verstand keine Sprache. Der Bauer hob den Fuß, trat das Tier. Auch das verstand es nicht. Da suchte er einen Knüttel. Er war wohl im Wald, aber Knüttel gab es keine.

Er packte des Esels Bein, bog es übers Knie und brach es entzwei. Das eine Stück blieb am Körper hängen, das andere nahm der Bauer als Knüttel.

Da ging der Esel. Der Bauer hinterdrein. Immerfort. In den Feldern begegneten ihnen Leute. „Se!“ rief einer. „Wo ist denn Deine Hand?“

„Dein Esel lahmt!“ riefen andere.

„Wo ist des Esels Bein?“

„Er hat es in der Hand.“

„Nein, das ist seine Hand, aber wo ist des Esels Bein?“

Der Bauer zeigte grinsend die Zähne. Doch als er in den Wald kam, sprangen die Räuber von vorher, von denen noch einmal gemeldet war, daß sie totgeschlagen seien, auf ihn zu. Der eine brachte dem Bauern die Hand. „Da, nimm sie“, sagte er. „Eine leere Hand mögen wir nicht.“

„Gib sie mir“, sagte der Bauer. „Ihr könnt die Pflaumen dort essen.“

„Welche Pflaumen?“ — „Die Eselslast.“

Und er ging weiter, indem er den Esel zurück ließ und die Hand nahm. Darinnen hatte er siebenundfünfzig Leiva. Niemand konnte es ihm ausreden.

„Hier ist die Geschichte zu Ende.“

„Was soll das sein?“

„Was meinst Du?“

„Ein Traum?“

„Nein, Wahrheit.“

„Alles?“

„Etwas wenigstens. Aber alles ist möglich, wenn sich ein Bauer in den Kopf gesetzt hat, siebenundfünfzig Leiva für eine Eselslast Pflaumen zu bekommen.“

Die eine zu Rheine.

Stizze von Richard Guringer.

Als die Hefen in Rheine lagen, machten sie sich gute Tage. Buchweizen rührten sie nicht an, aber von den süßen Eierpflaumen konnten sie den Hals nicht vollkriegen. Deshalb sagt man dort heute noch von den Hefen, die so gern Pflaumen fr... ißt.

Daß der Quartierwirt seinen Faulwästen täglich unter jeden Zeller sieben Silbergrößen legen mußte, hat manchem schmerzhaft weh getan; wenigstens wenn ihm die „Hefendeibel“ für je einen fehlenden fünfundsiebzig hinten aufzählten.

Wenn sie aber in Ochtrup, Borghorst, in Emsdetten, oder wo sie eben einfielen, sich an jede Schürze hängten, die nicht rechtzeitig davonlief, fanden sie in Rheine nicht das richtige Vergnügen. Da hatten die Bürger vorgesorgt und das Frauenvolk zurechtgeschuftet, daß den unlieblichen Gästen Mund und Nase offen blieben! —

Heut noch erzählen die Hefen sich, nirgendwo auf weiter Welt gab es so sonderbare Schönheiten wie die guten Rheiner Damen dazumal in wüster Zeit.

Wochenlang und wochenlang haben die sich nicht gewaschen, nicht gestriegelt und gestrahlt, sondern ihr Haar verfilzen lassen. Aber das war noch das mindeste. Junge Meikes haben sich wie die Mähren angezogen, mit ein paar verlumpten Äpfeln. Und die gradgewachsenen haben wunderbar gehumpelt. Wenn eine besonders klug zu sein vermeinte, hat sie sich recht klüß gestellt, daß die Kriegsknechte bloß noch große Augen machten. Feine Hochmutsputzen haben sich mit Dorf geteert und sind bucklig herumgestellt, oder sie haben sich ausgestopft. Nach Parfüm hat keine geduftet, eher nach dem Schweinefall.

Eine haben die Hefen gewaschen, aber die war von Natur zufällig noch schäbiger als in ihrer Maskerade. Da ist ihnen die Luft vergangen.

Die armen Leute haben ihren Spaß gehabt, daß die feinen Frauenzimmer auch einmal in Lumpen gingen. Und die häßlichen Mädchen sagten: „Kief, ich bin so schön als die.“

„Was kostet die Last, Gebatter?“ — „Siebenundfünfzig.“

„Fünfundsiebzig.“ — „Siebenundfünfzig.“

„Sechsendfünfzig.“ — „Siebenundfünfzig.“

„Was kostet die Last, Gebatter?“

„Siebenundfünfzig.“

„Ihr habt siebenundfünfzig geboten?“ — „Nein, sechsundfünfzig.“

„Was kostet die Last, Gebatter?“ — „Der Herr hat ihm sechsundfünfzig geboten.“

„Er will siebenundfünfzig.“

„Ich gebe sechsundfünfzig.“

Unterdessen hatte man Küsse gebracht. Nach den Pflaumen fragte nun keiner mehr. Der Bauer blieb bis zum Abend, niemand kam. Da ging er den Weg von der Stadt zum Dorf mit dem beladenen Esel.

In den Feldern war niemand. Doch der Bauer hörte jetzt, wie einer rief: „Wo ist denn Deine Hand?“

„Dein Esel lahmt!“ riefen andere.

„Wo ist des Esels Bein?“

„Er hat es in der Hand.“

„Nein, das ist seine Hand, aber wo ist des Esels Bein?“

Der Bauer zeigte grinsend die Zähne. Doch als er in den Wald kam, sprangen die Räuber von vorher, von denen noch einmal gemeldet war, daß sie totgeschlagen seien, auf ihn zu. Der eine brachte dem Bauern die Hand. „Da, nimm sie“, sagte er. „Eine leere Hand mögen wir nicht.“

„Gib sie mir“, sagte der Bauer. „Ihr könnt die Pflaumen dort essen.“

„Welche Pflaumen?“ — „Die Eselslast.“

Und er ging weiter, indem er den Esel zurück ließ und die Hand nahm. Darinnen hatte er siebenundfünfzig Leiva. Niemand konnte es ihm ausreden.

„Hier ist die Geschichte zu Ende.“

„Was soll das sein?“

„Was meinst Du?“

„Ein Traum?“

„Nein, Wahrheit.“

„Alles?“

„Etwas wenigstens. Aber alles ist möglich, wenn sich ein Bauer in den Kopf gesetzt hat, siebenundfünfzig Leiva für eine Eselslast Pflaumen zu bekommen.“

Warburger Warte

Beilage
zum
Warburger
Kreisblatt
Erscheint
zweimal
wöchentlich
Druck u. Verlag
des
Warburger
Kreisblattes



Beigete
Beiträge
willkommen.
Nachdruck
der
Originalbeiträge
verboten.
Schriftleiter:
Paul Quide
Warburg.

Nr. 45

5. Juni 1929

4. Jahrgang

Vicky Van

Kriminalroman von
E. Floquet-Grohs

Copyright by Marie Brüggemann, München.

22. Fortsetzung

Er drückte auf eine verborgene Feder — der Spiegel im Florentinerrahmen glitt lautlos seitwärts in die Wand, und es zeigte sich eine Oeffnung, die zweifellos in das nächste Haus führte. Der Rahmen blieb fest stehen, über der Spiegel glitt weg wie eine Schiebetür, und so leicht, daß absolut kein Laut, kein Knarren vernehmbar wurde.

Ich sah etwas wie ein kleines Nimmerchen, ungefähr zwei Fuß tief und drei Fuß breit. Im Hintergrunde, an der Wand des aufstehenden Hauses vom anderen Hause, konnten wir die Form einer gleichen Tür sehen; das Geheimnis war gelöst. Man brauchte diese andere Tür nicht erst zu öffnen, um zu wissen, daß sie zu Ruth Schuylers Räumen führte. Es gab noch mehr untrügliche Beweise. In der kleinen Kammer zwischen den Häusern war ein schmales Geheimfach. Das hatte Stone geöffnet, und darin lag die schwarze Perücke von Vicky Van, und auch eine braune, welche ich sofort als Julies wohlbekanntes, glattgeschliffenes Haar erkannte.

„Sie sehen, Tibbetts ist Julie“, sagte Tibby in so herzzerreißendem, verzweifeltstem Tone, daß mir die Tränen in die Augen schossen.

Wichs Perücke! Das gewellte, schwarze Haar, der weiche, lose Knoten; alles, wie es ihr Köpfchen geschmückt hatte — Ruths Kopf! Oh, ich konnte es nicht ertragen! Es war zu entsetzlich!

„Diese andere Tür“, sagte Stone, „geht in Mistress Schuylers Badezimmer. Das weiß ich! Sie mußte diesen Eingang in einen Raum haben, der absolut nur ihr gehörte. Ihr Badezimmer war vor jedem Eindringen sicher; wann immer sie wollte, schlüpfte sie von einem Hause ins andere, ganz nach Belieben.“

„Nein, ich kann es nicht begreifen!“ beharrte ich und schüttelte den Kopf. „Wenn sie als Ruth Schuyler hierher kam, warum hat man sie nicht gesehen?“

„Weil sie sich vorher in Vittoria van Allen verwanelte. Sie hatte hier in ihrem Ankleidezimmer, wo sie sicher vor jeder Störung war, Perücke und Verkleidung angelegt. Sie

legte alles wieder ab, ehe sie in das Schuyler-Haus in ihrer Rolle als Mistress Schuyler zurückkehrte.“

„Es ist unglaublich!“

„Nein, es ist teuflisch geschickt, Julie und Tibbetts sind dieselbe Person. Diese vertraute Dienerin wachte über die Sicherheit ihrer Herrin in beiden Häusern. Sie blieb, wenn Vicky Van verschwand. Sie sorgte für alles, bestärkte sich um alle Einzelheiten, besuchte die Geschäftsleute und dergleichen, und wenn sie fertig war, folgte sie Mistress Schuyler in das andere Haus oder ging von dort zu ihrem eigenen Heim ein paar Häuserblock weit weg und kam später von dort wieder zurück. Wenn hier Gesellschaften geladen waren, verließ Julie das Schuyler-Haus früher, kam hierher, um Vorbereitungen zu treffen, und dann, erst spät, etwa um zehn oder elf Uhr, kam Mistress Schuyler aus ihrem Hause herüber, wenn ihre eigenen Hausgenossen sie längst zu Bette und schlafend wählten. Sie konnte in den frühen Morgenstunden zurückkehren, ohne entdeckt zu werden. Oder, wenn sie wollte, und sie tat das sicher, konnte sie, wenn ihr Gatte verreiste, vorgeben, für einen längeren Besuch wegzugehen und manchmal tagelang hierbleiben.“

Ich begann dies alles einzusehen. Wirklich, die Wände hatten gesprochen! Nur auf diese Art waren Stones furchtbare Annahmen richtig zu erklären. Ich erinnerte mich, wie lange und wie oft Vicky Van von ihrem Hause abwesend war. Ich erinnerte mich auch daran, daß sie manchmal spät bei ihren eigenen Gesellschaften erschien, obgleich sie immer von oben herunterkam. „Wie kamen Sie darauf, Tibbetts zu verdächtigen?“ fragte ich plötzlich.

„Durch ihre Zähne“, sagte Tibby. „Ich sah, daß Tibbetts falsche Zähne hatte; irgendwie kam mir der Gedanke, warum Julies goldene Zähne nicht auch falsch sein könnten. Und sie sind es! Sie liegen im Geheimfach!“

Was für eine bewundernswerte Vorsicht beide gebraucht hatten! Ein Gebiß für Julie machen zu lassen, das so verschieden war von dem der Tibbetts. Das war gewiß das Ergebnis eines lange mit Sorgfalt ausgedachten Planes!

„Auch ihre Brillen sind ein Beweis!“ fuhr Tibbly fort. „Sie wissen, daß sie ihr ein Aussehen geben, welches ganz verschieden ist von dem der Tibbets. Das alles gehörte zu ihrer Verkleidung: die goldenen Zähne, die dickgeränderte Brille und die braune Perücke. Aber es war genug. Niemand gibt so genau acht auf eine Dienerin, und diese Dinge veränderten ihr Aussehen genügend. Wiß van Allen, nun, sie hatte eine Perücke und eine Menge von Farben, und ihre bunten Kleider. Es blieb nichts übrig zum Erkennen als ihre Augen, und die waren so beschattet von den schwarzen Wimpern und Brauen, die sie sich malte, daß sie viel dunkler erschienen. Das habe ich alles an den Bildern gesehen, welche diese Künstlerdame gemalt hat. Sie sehen, die Farbenähnlichkeit hat sie getroffen, aber nicht so genau die Gesichtszüge! Oh, Mister Stone, was werden wir nun tun?“

„Unsere Pflicht, Terrence!“
Ich brachte nun die Bitte vor, man möge mir erlauben, Ruth vorher zu besuchen, um sie auf die Eröffnungen, die ihr bevorstehen würden, vorzubereiten.

Aber Stone verweigerte es mir. Er versprach, er würde nichts tun oder sagen, was ihre Gefühle unnötigerweise verletzen könnte, aber sie mußten mich begleiten. Uebrigens meinte er, daß es für mich fast besser wäre, überhaupt nicht hinzugehen.

Aber ich bestand darauf und wir drei machten uns auf, um unsere schreckliche Botschaft zu überbringen.

Ruth empfing uns in der Bibliothek. Sie wußte, daß ihr Geheimnis entdeckt worden war; aber sie nahm es ruhig auf.

„Es tut mir leid“, sagte sie gefaßt zu Stone. „Ich hoffe immer noch, mein Geheimnis verbergen und Viktoria van Allen für alle Zeiten als Mysterium erscheinen lassen zu können. Aber es hat nicht sein sollen! Ich gebe alles zu.“

„Warten Sie, Ruth“, rief ich aus, „geben Sie nichts zu, ehe Sie nicht angeklagt sind!“

„Ich bin doch angeklagt“, antwortete sie mit einem traurigen Lächeln. „Ich hörte Sie in dem Durchgang zwischen den Zimmern sprechen. In meinem Badezimmer konnte ich Sie deutlich verstehen. Dort ist ebenfalls eine Tür, die wie ein gewöhnlicher Spiegel aussieht, mit einem breiten, flachen Rahmen, der zur Einrichtung paßt. Ja, die Schieber sind zu dem Zwecke angebracht worden, den Sie vermutet haben. — Soll ich Ihnen meine Geschichte erzählen?“

„Ja, wir wollen sie auch hören!“ tönte es von der Tür her, und die beiden Schwestern erschienen, in lustiger Neugierde und Erregtheit.

„Kommt herein“, sagte Ruth ruhig. „Setzt euch, bitte, ich wünsche sogar, daß ihr sie hört. Das meiste davon kennt ihr, Sarah und Rhoda! Aber ich will Mister Stone alles kurz erzählen, denn ich verlange keine Mitle, sondern Gerechtigkeit!“

Ich nahm an Ruths Seite Platz, und obwohl ich kein Wort sagte, wußte sie, daß sie über mein Herz und mein Leben verfügen konnte, daß meine Liebe und Ergebenheit für sie nicht zu erschüttern waren.

„Ich war eine Waise“, begann Ruth. „Von einer puritanisch strengen alten Tante in Neu-England erzogen, genoß ich in meiner Mädchenzeit keinerlei Freude oder Vergnügungen. Ich floh aus dem Hause meiner Verwandten, um Schauspielerin zu werden. Tibbets, meine alte Amme, die im selben Dorf lebte, folgte mir, um mich zu beschützen. Ich war erst eine Woche Choristin gewesen, als Randolph Schuyler mich entdeckte und sich erbötig machte, mich zu heiraten, wenn ich auf die Bühne und ihr lustiges Leben verzichten würde, um eine würdevolle Ehefrau zu werden. Gern nahm ich den Antrag an. Ich war erst siebzehn Jahre alt und kannte weder Welt noch Menschen. Sobald ich verheiratet war, erlaubte er mir nur jene Zerstreuungen, welche seine alternden Schwestern genossen. Ich unterwarf mich und führte fünf Jahre lang ein wahres Sklavenleben unter seinen Launen und Grausamkeiten. Er hatte eingewilligt, Tibbets als Dienerin bei mir zu lassen, da er sie für eine gefasste alte Frau hielt,

die mich nicht in irgendwelchen launischen Wünschen ermutigen würde. Das tat sie auch nicht, aber sie bemerkte meine Sklaveneigenschaft, meine Einsamkeit, und wußte, daß ich mich nach harmlosen Vergnügungen sehnte, die meiner Jugend entsprachen. Oft bat ich um die Erlaubnis, einige junge Freundinnen haben zu dürfen, oder zu Gesellschaften oder ins Theater gehen zu dürfen. Aber Mister Schuyler hielt mich so abgeschlossen, wie eine Frau in einem Harem. Er ließ mir nicht die leiseste Spur einer Freiheit. Ich war ungefähr vier Jahre verheiratet, als ich über den Plan einer Doppelexistenz nachzudenken begann. Während der langen einsamen Stunden hatte ich reichlich Zeit, mein Projekt zu vervollkommen, und es war bis ins kleinste Detail durchdacht, lange bevor ich es zur Ausführung brachte. Ich übte mich, mit der linken Hand zu schreiben und gewöhnte mir auch eine andere Stimme an, dies alles schon ein Jahr bevor, ehe ich diese Befehle brauchte. Hätte ich meinen Gatten überreden können, mir nur irgendein kleines Vergnügen oder Glück zu gewähren, so würde ich gern auf alle meine abenteuerlichen Pläne verzichtet haben. Aber er wollte nicht. Während er auf einer langen Reise war, ließ ich die Verbindung zwischen den beiden Häusern herstellen. Ich hatte vorher das andere Haus unter dem Namen van Allen gekauft; denn ich besaß eigenes Geld, das mir ein Onkel hinterlassen hatte und von dem Mister Schuyler nichts wußte. Natürlich erhielt ich dieses Vermögen erst nach meiner Verheiratung, sonst würde ich niemals die Werbung Randolph Schuylers angenommen haben.

Tibbets' Vetter, ein erfahrener Zimmermann, führte die Arbeit aus, und da er sich später in England niederließ, brauchte ich eine Entdeckung nicht zu befürchten. Tatsächlich war meine Furcht, etwa entdeckt zu werden, sehr gering, denn ich hielt mich viel in meinen Räumen auf. Mein Schlafzimmer, das Ankleidezimmer und der Badezimmer bilden eine Wohnung für sich, ganz abgeschlossen vom dem übrigen Hause. Wenn ich mich also für die Nacht in meine Räume zurückzog, konnte ich in mein anderes Haus hinübergehen und Bitch Van werden, ganz nach meinem Belieben.“

„Ich kann eine solche Niedrigkeit nicht glauben!“ erklärte Rhoda Schuyler. „Solch eine Undankbarkeit gegen einen Gatten, der so gut zu dir war.“

„Er war weder gut zu mir“, versetzte Ruth ruhig, „noch war ich undankbar; Randolph Schuyler hatte mein Leben vernichtet! Er verweigerte mir alles, das kleinste Vergnügen, die geringste Freude. Da half ich mir selbst. Ich tat nichts Unrechtes. Als Viktoria van Allen hatte ich Fremde und Unterhaltungen, die meinem Alter und meiner Lebenslust angemessen waren, aber es geschah niemals etwas Unrechtes oder Sündhaftes in meinem Hause.“

„Wiß du deinen Gatten getödet hast!“ unterbrach Sarah.

„Wiß zu der Nacht von Randolph Schuylers Erscheinen in Bitch Vans Hause“, fuhr Ruth fort. „Man sprach mir von einem Mister Sommers, der mich kennenlernen wollte, aber ich hatte keine Ahnung, daß es mein Gatte war, der sich unter dem falschen Namen verbarg. Er kam mit Mister Steele. Ich erkannte ihn, aber er hat mich nicht sofort erkannt. Ich saß und spielte Bridge und wußte nicht, wie ich am besten entkommen könnte. Dann plötzlich, wie ich so dasaß und meine Karten hielt und er an meine Seite trat, bemerkte er eine kleine Schramme auf meiner Schulter. Er hatte sie mir selbst eines Nachts beigebracht, als er mich mit einer heißen Brennschere verlegte.“

„Ja, ich brannte mein Haar, und er wurde, wie so oft, aus einem wichtigen Grunde ärgerlich“, sagte die Brennschere und verlegte mich damit an der Schulter. Es war eine tiefe Brandwunde; doch er bedauerte seine Heftigkeit aufrichtig. Wann immer er das Mal sah, sagte er: „Nie wieder!“ Das sollte wohl heißen, er würde nie wieder mich schlagen. Als er die Narbe während des Spielens in jener Nacht bemerkte, sprach er: „Nie wieder!“ — jedoch mit einem so eigentümlichen Tonfall, daß ich wußte, er habe in Viktoria van Allen seine Frau erkannt. Ich lief hinaus ins Speisezimmer und er folgte mir.“

(Schluß folgt)

Die Rur.

Historische Skizze von S. Oeppert-Harlingerode.

Claus Red, seines Zeichens ein Stellmacher, saß in der großmächtigen Einfahrt des Kruges am Westertor und spuckte abschließend in die Gasse. Also! Es war aus! Geld, Holz, Handwerkszeug, sogar das Sonntagswams. Die Würfel hatten es getroffen. Alles. Die Würfel, die ihn nicht los ließen, bis der letzte Grogroschen zum Teufel ging. Das war eine Krankheit! Viel stärker als sein Wille.

Claus zog die Stirne kraus. Schnippte mit den Fingern. Pfiff. Krumlarum! Wozu war Krieg und der Soldat der Herr der Erde? Er wollte Handgeld nehmen, Beute machen und auf der Trommel wirfeln.

Claus Red stand auf und ging. — Ein paar Tage darauf war er Dragoner in dem Hause des Obristleutnants Hans Ernst Viktum von Cassaedi, hatte auf den Artikulationsbrief, der das Wallensteinsche Reiterrecht hieß, geschworen, am ersten Abend sein Handgeld rasch verspielt und, da er sich laut darüber wunderte, einen Faustschlag bekommen, der ihn um und um warf, schleppte Feldbinde und Pike. Nur sehte ihm ein Pferd. Wie denn auch? Aber als am 25. April 1626 die Schlacht bei Lissa an der Elbbrücken geschlagen wurde, da hatte er Fortunam und erbeutete zwei Pistolen, einen Sack voll Geld und ein Pferd. Nun war er ein Soldat. Er verfluchte seine Pike nicht mehr, er nahm keinen Fausthieb ohne Quittung entgegen, er trant, daß ihm die Augen tränten, und er wirfelte immerfort!

Das war ein Leben! Sie lagen tatenlos um Jersb her um im Quartier. Den Mai, den Juni, den Juli. Aber am 8. August kam Leben in die Bude! Der Friedländer entschoß sich endlich, dem Mansfeld nach Böhmen zu folgen, und führte 14000 Mann in unheiligem Tempo südostrwärts. Die Dragoner zogen ganz am Ende. Wenn der Herzog in Kottbus lagerte, schloßen sie noch in Lübben. Und als sie nach Jork kamen, war er schon in Sagan. Sie nahmen sich Zeit. Sie fouragierten tapfer im Lande herum. Es brannte sogar manchmal aus Versehen. Sie mußten freilich auf der Hut sein! Denn was halfen gefüllte Quersäcke, wenn einem der Prosop eine niedliche Kravatte um die Gurgel band?

Wöglich machte der Herzog bei einer Stadt halt, die Bunzlau hieß. Ein Vortranchfall unterbrach auf wenige Tage die Haft des Vormarsches. Lange genug für ein Strafgericht: Die Landstände, voran der Kammerherr Karl Hannibal von Dohna, kamen mit vielen Bitten. Er möchte dem Plündern doch wehren, dem Brennen, dem Rauben! Wallenstein tobt. Schaum trat ihm vor die Lippen. Lange wagte keiner, ihm nahe zu kommen. Und dann hatte er für alle Vorstellungen nur ein Wort: „Sängen!“

Er wollte nichts wissen vom Stod und vom hölzernen Esel. Er ließ auf dem kleinen Marktplatz Galgen bauen. Zwei, vier, sechs. Wadlos griffen die Schultbeigen in die des Stehlens und Plünderens beschuldigten Fährleinen und Kornette. Keiner der Gefassten leugnete. Was denn? Stahl nicht jeder einmal? Wenn man für jeden lumpigen Diebstahl ...

Der Herzog wohnte selbst der Exekution bei. In seinem ovalen, gelblichen Gesicht zuckte kein Muskel. Nur manchmal fuhr er mit der Hand über den Knebelbart und faule ein rümmiges „Hundsstötter!“ zwischen lautlosen Lippen.

Claus Red war gar nicht in Stimmung. Teufel ja! Da stand er nun, die Hände auf dem Rücken, am Ende einer ziemlich langen Reihe. In einer Stadt, die er nicht kannte. Vor Instrumenten, die er sehr wohl kannte. Er zitterte vor

Angst und Grauen. Er hatte gern geschrien. Aber seine Kehle war wie zugeschnürt. Und außerdem wußte er, daß der Herzog, der nichts so sehr liebte wie Trabour, ihn würde zerteilen lassen, wenn er böllte.

Claus schluckte Tränen. Er war ja doch ein Anfänger! Ganz und gar nicht daran gewöhnt, zu hängen. Und wie schrecklich, sehen zu müssen, wie einer nach dem andern ... Er kniff die Augen zu, daß sie brannten. Er senkte den Kopf, und mußte doch immer wieder hinfischen. Und immer wieder zählen: Zwei, vier, sechs ...

Es waren ihrer zwölf. Die letzten zwölf. Da winkte der Herzog. Sprach ganz leise ... Was? Gnade? ... und lächelte. Es war kein auter Lächeln. Dann wandte er sich. Ging. Wüßjam. Auf den Stod gestützt. Krank. Und dennoch ein Herr über Leben und Tod.

Unter sechs Galgen lagen sechs Trommeln. An jeder saßen zwei Menschen. Jeder hatte einen ledernen Becher in der Hand. Und alle Hände zitterten. Graf Adam Erdmann von Terzh fing am linken Flügel an. Sielt bei der ersten Trommel. Befahl: „Werft!“ Sie warfen. Und es hatte jeder einen Wurf. Und in diesem einen, armeligen, verächtlichen Wurf lag Sterben oder Sein!

Graf Adam Erdmann von Terzh stand vor der Trommel, neben der Claus Red saß und der wilde Peter Fohholt. Der grinst den Driften an, hob den Becher, schüttelte ... stülpte ... hob ...

„Bach 5!“
Peter Fohholt lachte hell auf. Schleuderte den Becher gegen den Galgen. Lachte.

Zitternd saß Claus. Leichenbläß. Mit schnaddernden Lippen. Die Würfel klapperten leise in der bebenden Hand. Ein Wurf! Ein Wurf!

Alle seine Sinne schrien zum Himmel: „Herr! Herr!“ ... Er gelobte, schwur, wandte sich den Becher ...

Graf Adam Erdmann von Terzh sah hin. Nicht gleichgültig. Sagte: „Bach sechs.“ Dann ging er.

Eine Minute später pendelte Peter Fohholt, der nicht mehr lachte, am Galgen.

Darunter lag sein Becher. Als Claus Red, den die Knechte des Prosopfen zu den Ketten seines Korsetts geschleppt hatten, nach Stunden wieder zu sich kam, war er alt geworden. An den Schläfen, über den Ohren bis zum Nacken hinab waren seine Haare grau.

Mit schmalen Lippen ging er. Nicht unfroh, aber schweigend. Er gab Bescheid beim Trunke, aber er suchte ihn nicht mehr wie früher. Er sah zu beim Würfelspiel und lächelte, wenn sie ihn foppten.

Zu seinem Freunde Hannes Henke sagte er: „Es war der höchste Wurf meines Lebens, der unter dem Galgen. Bach sechs! Besser geht es nicht. So soll er denn auch der letzte sein!“

Und er lächelte wieder. Wie einer, der nicht alles gelagt hat. —

Also lernte Claus Red, seines Zeichens ein Stellmacher and nachmalen ein ordentlicher und sehr geachteter Bürger der guten Stadt Wernigerode, daß es für alle Krankheit ein Mittel gibt.

Das allerletzte ... ist der Tod!

Der Bauer.

Skizze von Wladimir Poljanoff. (Ber. Ueberl. aus dem Bulgarischen von Th. Blank-Sofia.)

Ein Esel, eine Straße und ein Bauer. Die Straße ging vom Dorf in die Stadt, der Bauer mit dem Esel — zum Markte. Wie der Mann durch den Wald kam, drückte er fest in der Tasche sechsundzwanzig Lema, in der anderen sieben undfünfzig, die er für die Last Pflaumen auf dem Esel einnehmen wollte. Da diese Hand leer war, fühlte er deutlich den Schmerz des Drückens als bei der anderen, am Ende einer ziemlich langen Reihe. In einer Stadt, die er nicht kannte. Vor Instrumenten, die er sehr wohl kannte. Er zitterte vor

Der Wald war dicht und lang, und darinnen verbargen sich die Räuber, von denen es hieß, daß sie totgeschlagen seien. Wie sie aus ihrem Versteck auf den Bauer zuickten, zog der die Hand mit dem Gelde heraus, und die andere senkte er noch tiefer in die Tasche. Die Räuber sahen die volle Hand nicht einmal an.

„Zieh die andere heraus!“ schrien sie. „Habt Mitleid mit mir!“ flehte der Bauer und drückte die Hand in seiner Tasche noch fester.